

Sylvia Klauser

Mennoniten und soziale Verantwortung

Das Thema Mennoniten und soziale Verantwortung lässt uns viel Raum für kreatives Denken, wobei einiges zu diesem Thema schon anderweitig festgehalten ist, ganz besonders aus einer historisch-theologischen Perspektive. Durch meine Arbeit in Pastoralpsychologie und biomedizinischer Ethik schränkt sich der Themenkreis für mich etwas ein. Was ich persönlich aber sehr vermisse in der Diskussion über mennonitische Gemeinden und soziale Verantwortung, ist eine mennonitisch-täuferische Grundsatzdebatte zum Thema Diakonie und soziale Verantwortung. Es ist wohl einiges geschrieben worden, was sich von historischen Beobachtungen der Täufergeschichte ableiten lässt. Was hingegen schwer aufzufinden ist, ist eine Theologie der Diakonie, an der wir uns ausrichten könnten, wenn wir über das Thema soziale Verantwortung reden.

Warum soll soziale Verantwortung als extra Thema diskutiert werden, wird sie in den Gegensatz zu unsozialem oder gar a-sozialem Verhalten gestellt? Oder sprechen wir von sozialer Verantwortung im Gegensatz zu geistiger oder gar geistlicher Verantwortung? Was ist aus unserer politischen und kulturellen Verantwortung geworden, haben wir die gar ganz an den Magistrat (Regierung) delegiert? Wenn wir von einem ganzheitlichen Gemeindeverständnis ausgehen, sollten wir uns die Frage der sozialen Verantwortung als Mennoniten gar nicht separat stellen müssen.

Biblische Wurzeln der Diakonie

Die alttestamentliche Geschichte der Großfamilie und das landwirtschaftliche Klanleben der Urväter in Genesis ist nicht nur der Beginn der Geschichte Gottes mit dem herausgerufenen Volk, es ist auch die Geschichte der Familien miteinander und füreinander. Das historische Zeugnis des Neuen Testaments zeigt uns, dass Gemeinden im Bereich des paulinischen Missionsgebiets so organisiert waren, dass sie sich um alle Belange ihres Lebens gekümmert haben – in einem ganzheitlichen Sinn. Auch wenn die gemeinschaftliche Lebensform der Gemeinde in Apostelgeschichte 2 sehr oft als utopische Lebensform verschrien ist, hat sich doch ein engmaschiges soziales Netzwerk, gebildet welches den Einzelnen in ihrer und seiner Betroffenheit auffangen kann. Die Geldsammlungen in Jerusalem, für die Paulus sich verteidigen muss, sind eine andere Art soziale Verantwortung zu zeigen; Witwen, die keine Möglichkeit haben, einen Lebensunterhalt zu verdienen, werden durch dieses Sammlung unterstützt, damit sie nicht auf der Straße landen. Am wichtigsten und aufschlussreichsten für die Erarbeitung einer täuferischen Theologie der Diakonie finde ich nach wie vor die Gabenliste in Römer 12 als auch das Gemeindeverständnis in den Pastoralbriefen.

Im Timotheus- und Titusbrief werden die verschiedenen Ämter beschrieben, die für eine lückenlose Sorgfaltspflicht in der Gemeinde notwendig sind. Die

Presbyter, die Predigenden, die Diakone und die Hirten, alle stehen in der vernetzten Verpflichtung der Gemeinde gegenüber und das nicht in erster Linie im geistlichen Sinn, sondern in ganz normalen Lebensfragen. Bis in die neueste Geschichte hinein haben sich auch Mennoniten und andere täuferische Gruppen in solchen Strukturen geübt. Im 21. Jahrhundert gilt es zu überlegen, ob der Ausbruch von Individualismus und Selbstbestimmung, gepaart mit enorm gestiegenen finanziellen Mitteln zum Auseinanderbrechen des gemeinschaftlichen Netzwerks beigetragen haben. Dies soll nicht heißen, dass ein gemeinschaftliches Leben die einzige wahre Lebensform wäre, denn auch diese kann ausufernde Schäden bei Menschen hinterlassen. Psychologische, therapeutische und seelsorgerliche Arbeit erzählen uns die traurige Geschichte von religiösem Gruppendruck, der enorme emotionale und psychische Schäden hervorrufen kann.

Und trotz aller Freiheiten und Fortschritte der postmodernen Gesellschaft stehen wir vor einem fast unüberwindlichen Berg gesellschaftspolitischer Realität der leeren Kassen, der überfüllten Altenheime, des ausgezehrten Gesundheitssystems und einer weiter zunehmenden Isolation von Menschen ohne Arbeit oder anderweitigen Lebenssinn. Auch mennonitische Gemeinden können sich dieser Realität nicht entziehen und darum brauchen wir ganz dringend eine fundierte Theologie der Diakonie.

Täuferische Diakonie – ein vorsichtiger Ansatzversuch

Ich denke, dass John Howard Yoders Ansatz, die herausgerufene Gemeinde als Pult und Paradigma zu bezeichnen, ein erster Versuch ist, wie wir als Christinnen und Christen in unserer Zeit leben sollen und können. Yoder's Idee besteht darin, dass wir uns unserer täuferischen Theologie und Identität bewusst sind und diese auch leben, denn nur ‚eine glaubende Gemeinschaft mit einer gesunden Identität hat der ‚Öffentlichkeit‘ etwas mitzuteilen, wie immer diese auch aussehen mag... und nur die Gemeinschaft, die die Herausforderung zum Bekenntnis der Öffentlichkeit gegenüber annimmt, kann auch ein Zeugnis sein über ihre spezifische Existenz (als Gemeinde).‘ Mit dem Bild des Pultes fordert uns Yoder heraus, uns unserer theologische Identität und unseres Selbstverständnisses als Friedenskirche bewusst zu sein und diese auch zu predigen und zu leben – sowohl in der innergemeindlichen Spannung, als auch in der öffentlichen Diskussion.

Auf der anderen Seite fordert Yoder uns aber auch heraus, ein Paradigma zu sein. Zu diesem Paradigma zählt er fünf Merkmale unseres apostolischen Erbes: der Aufruf, durch Binden und Lösen in Versöhnung zu leben (Mt 18); aus der Kraft des gemeinsamen Mahls zu leben; interethnische Versöhnung, die nur durch die neue Schöpfung in Christus bestehen kann (Gal 3); die Vollkommenheit in Christus, auf die wir als Individuen in freiwilliger Gemeinschaft miteinander hinarbeiten, und als letztes, in unserem gemeinsamen Leben aus der Kraft des Geistes. Diese 5 apostolischen Merkmale haben wir mit allen oder wenigstens den meisten christlichen Kirchen gemeinsam. Unser spezifisches täuferisches Erbe sieht Yoder außerdem noch im Schwerpunkt des Dienens statt Herrschens, in Feindesliebe und in Versöhnung. ‚Diese drei

Schwerpunkte ziehen sich durch eine ganzheitliche, christologische und paradigmatische Verkündigung... wenn wir daran interessiert sind, unseren nicht glaubenden oder anders glaubenden Nachbarn ein gelebtes Zeugnis sein zu wollen, dann soll diese dreifache Schnur unser Fallbeispiel sein.' Auf der einen Seite fordert Yoder die täuferischen Gemeinden heraus, das ganze Evangelium unerschrocken und mit großem täuferischen Selbstverständnis zu predigen. Damit aber nicht genug, denn um ein wirkliches Zeugnis sein zu können, sollen wir auch die täuferische Identität und Überzeugung leben; vom Pult predigen wir und als Paradigma leben wir beispielhaft.

Leider ist es aus Platzgründen nicht möglich, Yoders täuferische Theologie hier weiter auszuführen, die Frage aber bleibt zu beantworten, wie seine Herausforderung an uns nun praktisch aussehen könnte.

1. *Zurück zu einem ganzheitlichen Menschenbild.*

Unsere täuferische Identität und Verkündigung ist von einer neu-fundamentalistischen Bewegung herausgefordert, die sich zu leicht in eine jenseitige Spiritualität zurückzieht, ohne die menschlichen und sozialen Probleme ernsthaft ändern zu wollen. Es kann nicht genug sein, dass Jesus und ich im Reinen sind und die Welt und mein Nachbar dabei den Kürzeren ziehen. Als Menschen können wir Christus nur in der Ganzheitlichkeit von Seele, Leib und Geist erfahren, in unserem spezifisch historischen Moment erfahren. Die sozialen und diakonischen Herausforderungen, vor denen wir als mennonitische Gemeinden in Deutschland stehen, sind enorm und werden mit zunehmenden Kürzungen des Wohlfahrtsstaates wohl auch nicht weniger. Es liegt an uns als Gemeinden, ein lebendiges Paradigma unseres proklamierten Glaubens zu werden.

2. *Hin zu einem ganzheitlichen Gemeindegewachstum*

Die Menschen, die wir in unserer Verkündigung mit Jesus bekanntmachen, brauchen unsere Hilfe in ihrem täglichen Leben. Als Gemeinden sind wir alle von Arbeitslosigkeit, chronischen oder akuten Erkrankungen, seelischen Unausgeglichenheiten oder vor eingeschränkten Einkommen unserer Mitglieder betroffen. Solche Probleme bedeuten für Pastorinnen und Pastoren wie auch für freiwillige Mitarbeiter ein erweitertes Arbeitsfeld in der Gemeinde. Die klassische pastorale Arbeit wird sich zwangsläufig erweitern müssen, um einem ganzheitlichen Ansatz in Gemeindegewachstum Rechnung zu tragen. Nur Pult sein genügt nicht mehr.

3. *Probleme kreativ lösen*

Neue Probleme wollen kreativ gelöst werden, wie z.B. die Gemeindegewachstum von Soli Deo in Halle zeigt. Auch die Arbeit in Niedergörsdorf ist eine neue und kreative Gemeindegewachstum, die sich nicht von sozialen und wirtschaftlichen Problemen einschränken lässt. In unserer Gemeinde in Stuttgart versuchen wir, mit einem Diakoniefonds, die ökonomischen und sozialen Probleme der Menschen in und um die Gemeinde kreativ zu unterstützen. Wer von einer Notlage betroffen ist, kann sich an die Gemeindeleitung wenden und Hilfe bekommen. Aber

dieser Art der diakonischen Hilfe schließt auch immer seelische und geistliche Begleitung mit ein.

4. *Soziales und politischen Engagement über die Kirchentüren hinaus*
Wenn ich Yoder richtig verstanden habe, dann möchte er, dass die Gemeinde Jesu Christi dem jeweiligen Staat beispielhaft vorlebt, wie die neue Gesellschaft des Reiches Gottes lebt. In der Gemeinde wird Gleichwertigkeit, Gerechtigkeit, Feindesliebe und Gewaltfreiheit praktiziert, die dann durch die Berufe der einzelnen Gemeindemitglieder in den Staat hineingetragen werden. Es ist der Staat, der nach Römer 13 das Mandat zur Ordnung hat, wenn nötig auch mit Gewalt. Die Gemeinde untersteht dem Staat insofern als sie ein Teil des Sozialgefüges des Staates ist, aber sie praktiziert ein anderes Recht: das Recht des Schwächeren, des Fremden, des Einsamen, des Ausgestoßenen. Ich glaube Yoder richtig zu interpretieren, wenn ich sage, dass die Gemeinde ein Mikrokosmos dessen sein soll, was ein Staat eigentlich sein will – aber die Gemeinde versucht dies, ohne Ausübung von Gewalt zu erreichen.

Ich glaube, Mennoniten tun sich schwer mit der Frage der sozialen Verantwortung, weil wir diese eigentlich nie wirklich an den Staat abgegeben haben. Wegen der historisch-theologischen Situation als ‚Außenseiterkirche‘ waren Mennoniten und andere Täufergruppen immer sehr aufeinander und auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Wir haben in den Gemeinden einander geholfen und Hilfsprogramme zwischen den Gemeinden, Ländern und Kontinenten unterstützt. In unseren Gemeinden finden wir vielleicht eher Menschen, die nicht alle Unterstützung vom Staat nehmen, die sie bekommen könnten. Daher tun wir uns möglicherweise aber schwerer, mit den Menschen zu arbeiten, die den ‚Staat abkassiert haben‘ und jetzt auf die Hilfe von Gemeinden und Kirchen hoffen.

Vielleicht wäre es gut, die Hilfsprogramme der Nachkriegszeit einmal auf ihre Praktikabilität für heute zu untersuchen und herauszuarbeiten, wie wir als Kirchen und Gemeinde sozial verantwortlich gelebt haben und was davon noch zu gebrauchen ist. Es gehörte schon sehr viel kreativer Idealismus dazu, ein Projekt wie das Heifer Projekt während des 2. Weltkriegs zu starten, oder die Arbeit des MCC und ihrer Carepakete oder die vielen Altenheime die die Mennoniten einmal führten. Die Probleme waren damals anders als heute, natürlich, aber das sollte uns nicht davon abhalten, kreative und innovative Wege einzuschlagen, um unserer Verantwortung als Gemeinde in dieser Welt gerecht zu werden.

Sylvia Klauser, Jahrgang 1963, Pastorin der Mennonitengemeinde Stuttgart